

Sonntag, 7. September 1997

## **Zum Nationalen Gedenktag der ehemaligen Zwangsrekrutierten**

*Erinnerung - Besinnung - Totenehrung 55 Jahre nach dem unverjährbaren Verbrechen an Luxemburgs Jugend - Um 16.00 Uhr findet, wie jedes Jahr, in der Herz-Jesu-Kirche von Luxemburg-Bahnhof die feierliche Gedenkmesse statt, zu der alle Angehörigen und Freunde der ehemaligen Zwangsrekrutierten eingeladen sind*

### **Meine Odyssee**

**Aus den Memoiren eines Luxemburger Zwangsrekrutierten und  
Überläufers an der Ostfront**

*von Nic Hobscheid*

Am 19. Mai 1944 ging ich am Nachmittag in jedes Haus in Kehmen "äddi soen". Ich wurde von einem lieben Mädchen angesprochen: "Néckel, fir wat deen Theater, muer de muere geess du dach nët!". Dann zum Wirt. Er gab mir ein Mille Zigaretten mit. Die Tür ging auf, herein kam Wachtmeister Rutzki von der Brigade Heiderscheid. Er war schon bei meinen Eltern passiert, um mir zu sagen, wenn ich morgen früh nicht ginge, würden meine Eltern umgesiedelt.

Dann kam der Morgen vom 20. Mai. Ich fiel in der Tür zur "Stuff" nieder und bat um den Segen meiner Eltern. Mit nach Goebelsmühle gingen mein Vater und Nachbar Jäng sowie zwei Deutsche vom Horchposten direkt auf 200 Meter von unserem Haus entfernt. Selbige gingen immer 100 Meter hinter uns. Im Zug brannte ich eine Zigarre an, und ab nach Luxemburg.

Dort angekommen, wurden wir mit viel Schupos durch den Hauptbahnhof zu unserem Zug geführt. Viele Luxemburger Leute standen in der Gare schweigend zuzuschauen.

Dann kam Bestandsaufnahme durch Oberleutnant Zöllner vom Wehrbezirkskommando Luxemburg. Die Haufen Wehrpässe oder Stammkarten von denen, die da waren oder nicht da waren, waren ungefähr gleich hoch. Ein Mädchen ging zu Zöllner: "Mein Bruder ist krank." Antwort: "Wir sind alle krank."

Dann kam Fliegeralarm. Alles in die Champagner-Gebäude Mercier, gegenüber. Zwei von uns brachten es dort fertig, zur unteren Seite zu fliehen und zur Hollericher Seite fort. Ein Vater wollte einem deutschen Soldaten 30 000 Mark geben, um seinen Sohn dazubehalten; das Geschäft war nichts.

Den Zug bestiegen nach Bullierbsensuppe, es wurde viel Schnaps getrunken, Hémecht und Feierwon kamen auf, sämtliche Fenster wurden eingeschlagen ... Zu Karthaus standen als Überbleibsel von vorherigen Fliegerangriffen zwei Lokomotiven mit der Nase in der Luft.

Einer von uns aus dem Abteil dahinter ging zum WC und machte nicht mehr auf. Als ein deutscher Soldat dann ins Schloß schoß, hing er da, ohne Leben. Er wurde auf den Kai gelegt. Gesagt wurde damals, er wäre aus .... Herrgott im Himmel, sei seiner Seele gnädig!

Gegen elf Uhr kamen wir in Gießen an. Dort standen wir dann in einer großen Bahnhofshalle. Die deutsche Begleitung sagte, wir sollten auf die Stammkartei in einer Segelplane aufpassen, sie würde sich die Stadt anschauen.

Wir drei Aufpasser wurden uns einig auf Aufforderung eines Kameraden aus Ingeldorf, der behauptete, da drin wäre eine ganz schlechte politische Beurteilung über ihn. Nur die zwei gingen mit der Zeltplane, ich sollte die Stellung halten.

Ich schrieb in der Nacht eine Karte nach Hause. Die anderen zwei kamen zurück mit der Meldung: "Alles in den Kanal geworfen". Dafür wurden wir in Schleswig-Holstein alle neu untersucht, aus bedingt K.V. wurde K.V.-Ersatzreserve I, und die Begleitmannschaft wurde eingesperrt.

### **Nach Norden**

Am Morgen darauf ging's ab nach Schleswig. Wir wurden noch unterwegs am Kaiser-Wilhelm-Kanal von Britenfliegern angegriffen mit Bordgeschützfeuer. In Schleswig ging's zwei Tage auf und runter mit viel Gebrüll. Wir hatten unter uns ausgemacht, daß bei der sogenannten Vereidigung kein Luxemburger ein Maul aufmacht. Das hat die nicht gestört. Wir Luxemburger bekamen Hausarrest und waren fein unter uns.

Morgens ging es mit klingendem Spiel zum Bahnhof, Richtung Hamburg. In dem Bahnhof, der heute noch steht, wurden wir durch meterhohe Haufen Glas hindurch geführt, ein Ergebnis der Britenbomber. Draußen stand schräg gegenüber noch ein hohes Haus inmitten vielen Gerölls, auch sahen wir am Hochbunker Phosphor am Tag brennen. Es kam die Nacht, Gott sei Dank! Kein Angriff, und wir fuhren weiter Richtung Dänemark. Dort wurden wir auf der Insel Jüteborg an der Nordsee stationiert. Die Organisation Todt baute dort Bunker, und wir wurden als Küstenbefestigung verteilt. Aly Grein und ich, er wurde später Pater in Indonesien, und René Entringer, er ist leider später gefallen.

Da war auch noch Josy Brachmond, der als Seminarist, weil sie Wehrersatzung befürchteten, dem Stabsarzt zugeteilt wurde. Er war auch überhaupt nicht infanteristisch ausgebildet und wurde trotzdem später an die Front geworfen.

### **In Dänemark**

Wir lagen an der Küste der Insel Jüteborg und wurden dort hart gedrillt. Ich erlebte dort trotzdem aber auch schöne Stunden in Freundschaft mit Grein und Entringer: Ich ließ von zu Hause Europakarten vom Geschäft Schneider, Philippsgasse, schicken, und Entringer steckte die Fähnchen vom Vormarsch der englischen und amerikanischen Truppen am Kanal.

Bald wollten Ausbilder sie sehen, denn die unsrigen waren ein bißchen anders, als die auf der Schreibstube.

Patz, ein Luxemburger, war unser erster Toter dort. Er war in den Dünen auf eine Tellermine getreten.

Ein bißchen nach der Landung sickerte durch, daß Koenig, ein Elsässer, abgehauen sei. Vierzehn Tage später hatte ich eine Nagelbindehautentzündung und mußte zum Oberarzt. Dort war Josy Brachmond. Er erzählte mir, daß Koenig ihm noch "äddi" sagen kam, er ginge heim zu seiner Frau nach Straßburg. Die Deutschen streuten später das Gerücht aus, sie hätten ihn geschnappt, es war bestimmt nicht wahr.



Da war noch Leppelt, ein Ausbilder, ein Sudetendeutscher, seine Worte nachts bei Alarm: "Ja, Klaus, wenn jetzt der Tommy gelandet ist, was machen wir dann?"

Es kam Ende September, und ich wurde zur Schreibstube gerufen: Ob ich Verwandte in Deutschland hätte, was ich verneinte. Dann zerrissen sie meinen Urlaubsschein und warfen ihn in den Papierkorb. Ich ging in Tränen hinaus. Wer stand draußen: Leppelt mit einem Brief in der Hand. Er wußte, daß ich zur Front abgestellt werde, und ich sollte mich in der Stammkaserne in der Lüneburger Heide melden und mich auf das Reichskriegsgesetz berufen, daß keiner zur Front käme ohne Heimaturlaub, was ich auch tat. Ich bekam den Bescheid: Dies sei durch Führererlaß vom sovielten aufgehoben. Da der Brief ja wertlos wurde, machte ich ihn auf. Es stand darin an seine Eltern, ich sei Luxemburger, und sie sollten mich aufnehmen und behandeln, so, wie wenn er es selbst sei.

### **Nach "Kurland"**

Später, an der Kurlandfront, direkt vorne, bekam ich zwei Briefe, einen von Grein, er schrieb: "Néckel, Du warst kaum fort, da haben sie Leppelt abgeführt durch die Feldgendarmerie. Sie warfen ihm rostige Maschinengewehre vor. Du weißt so gut wie ich, daß das nicht stimmt."

Der zweite Brief kam von der Schwester von Leppelt aus Oberweckels, einem Dorf im Sudetengau. Sie hieß Maria und schrieb, Ihr Bruder hätte sie von meinem Kommen benachrichtigt. Sie würde weder von ihm noch von mir was hören und warum? Ich beantwortete den lieben Brief, daß ich nicht kommen könnte und ich auch nicht wüßte, wann ihr Bruder käme.

Nun wurden wir Richtung Berlin verladen, wovon wir außer Schrebergärten und Bahnhof Berlin nicht viel sahen. Es ging weiter Richtung Schneidemühl. Nachts, auf offener Strecke, gab es auf einmal draußen bei Halt viel Geschrei und Befehlsgebrüll. Wir schauten raus und sahen Wagen, wie die Arbed sie für Stahl benutzt, voll gepackt, kreuz und quer, mit nackten Männern, darüber Seiltrossen fest gezurrt, die halben Leichen quer übereinander. Wir waren da noch ein Haufen Luxemburger. Wir gingen zu einem halben Dutzend raus, die Leute verlangten Wasser und Zigaretten. Die SS stießen mit dem Kolben und drückten uns weg. Es wurde lange, als wir zurückkamen, im Waggon nicht gesprochen: Herrgott, gibt es soviel Schlechtigkeit und Erniedrigung?

Wir kamen am Abend im August 1944 in Danzig an, übernachteten am Hafen, am Morgen standen wir vor der Verschiffung. Dort wartete ein ganzer Haufen, die kamen aus dem Wartheland. Wir Luxemburger besprachen uns, sahen aber keinen Ausweg. Im übrigen wurden diese Wartheländer bald von der SS umringt, und wir wurden zum Schiff "Wotan" abgedrängt, ein holländisches Schiff, das sie geklaut hatten. Es verdrängte, wie es hieß, um die 20 000 BRT, und wir wurden dort unten im Rumpf verladen. In der Nacht Alarm, wir bekamen Schwimmwesten und kamen aus dem Rumpf hoch. Es war alles ruhig, nur die Sterne funkelten, weit und breit kein russisches U-Boot. Gegen Morgen ein schreckliches Getöse, der Anker wurde herabgelassen, und wir konnten das blutige Strohlager verlassen, denn dasselbe Schiff brachte Schwerverwundete aus dem Kurlandkessel wieder zurück.

### **An der Front**

Wir verließen das Schiff und hörten: gelandet im Hafen von Libau. Jeder bekam soviel Kommißbrot mit, wie er tragen konnte, zum Abliefern; über die Strickseile gingen wir heraus, daneben hatten sie Wehrmachtsangehörige

aufgehängt, mit einer Pankarte: "So geht es einem, der mit dem Feind kollaboriert." Es waren wenigstens fünf.

Da draußen am Hafen standen wir, vielleicht ein Bataillon, und wir hörten zuerst das ständige Getöse von der entfernten Front. Da kam gerade eine Mannschaft von einem Strafbataillon längs; wie die aussahen; das war schrecklich!

Wir wurden die nächsten Tage noch mal regelrecht gemustert und immer näher gebracht zur Front. René Conter aus Roeser war die letzten Tage viel bei mir, er bekam Angst, die ich durch Maulen zurückdrängte, dann wurden wir eingeteilt. Ich behauptete, ich sei bei den Granatwerfern ausgebildet, manche grinnten, aber keiner verriet mich. Der Offizier sagte nur: "Bei dem Leichtgewicht bestimmt keine 10 cm."

Am nächsten Morgen sollte unser Bataillon den Wald, der von den Russen gehalten war, zurücknehmen. Es schoß fürchterlich, René Conter wollte sich nicht trennen, mußte aber hin. Am Abend kam ein anderer Luxemburger - Brebsom - zu mir zu den Werfern und sagte: René Conter wurde von einem Baumstück an dem Kopf getroffen, und wir mußten den Wald wieder aufgeben, - unser erster Luxemburger Toter an der Front. Ich konnte nur beten.

Den ganzen Oktober ging es dann so hin und her. Angriff, und wir mußten immer wieder zurück. Einmal bekamen wir neuen Ersatz, ein Gradierter von der Schreibstube war auch dabei. Mitten im Wald bei den dicken Bäumen, wo wir uns jedesmal festsetzten, die Werfer mußten wir zurücklassen, da machte einer der länger ganz Gebliebenen dem für uns damals Alten den Vorwurf, er sei immer der erste bei Zurück. Der Mann war ganz verstört, blieb aufrecht am Baum stehen ohne Deckung und schoß: für ihn Kopfschuß, fiel um, und wir liefen weiter.

Im November wurde die 83. Infanteriedivision herausgezogen und nach Ostpreußen verlegt. Im Hafen von Libau sollten auch wir verladen werden. Es war Dusche angesagt, der Hafen wurde von russischen Tieffliegern in Wellen angegriffen. Die Sonne schien, und wir standen, die einen naß, die anderen trocken, pudelnackt draußen in den Laufgräben vor der Banja.

Gegen Abend wurden Wartheländer, Elsaß-Lothringer und Luxemburger aufgerufen und herausgenommen, die gingen nicht mit über die Ostsee, und wir wurden noch am selben Abend durch einen Major an die 30. übergeben. Beim Aussuchen, wo und wohin, wollte ich wieder zu den Granatwerfer; das hat aber nicht geklappt, und wir wurden mit Camions nahe an die Front gebracht. Da, wo ich eingeteilt war, war auch Alois Probst aus Boevingen an der Sauer, und Probst sagte mir, der sogenannte Alte - Bataillonskommandeur bei der 30. Division - hätte einen Meldeläufer namens Arthur Tonnar aus Lorentzweiler.

Es war, wie gesagt, die 30. Infanteriedivision, und es sickerte durch, daß am Morgen ein Angriff bevorstand. Wir zwei, Probst und ich, sprachen die ganze Nacht über dieses und jenes, und ich erzählte ihm, daß ich überlaufen wollte, aber auf keinem Fall bei einem Angriff.

Am Morgen, ich war jetzt MG-Schütze, um bei Probst bleiben zu können, wurden wir mit Zess-Camions ganz nahe an die Front gebracht. Die schweren Waffen belegten schon die Russenbunker, und wir wurden reingejagt zum Grabenaufrollen.

Meine Kompanie kam nicht gleich weiter, und ich mußte mich mit zwei Munitionskisten und einem Gurt um den Hals ganz fest hinter einen Balken

pressen, da rief Probst: "Néckel, wirf mir ein paar Verbandspäckchen", die ich in den tiefen Taschen meiner Tarnkombination hatte. Er sagte: "Wenn ich dich nicht mehr sehe, weiß ich, wo du bist." Ich rief zurück: "Nein, nein." Dann sprang ich weiter und lief geradewegs einem in die Arme, der versuchte, einen Schwerverwundeten fortzuschleppen. Er fragte mich: "Wo bist du her, ich bin Elsässer, Weier aus Schlettstadt." Und wir beiden bückten uns und trugen den Verletzten zurück, in einen noch halbwegs heilen Russenbunker.

Wir kamen die Nacht an am Friedhof Marze und bezogen in einem Russenbunker Quartier. Sobald man den Kopf hob, schossen die Russen. Die Nacht mußte immer einer wachen, wegen der vielen Ratten.

### **Im Verhör**

Am dritten Tage bekamen wir Verpflegung, Tilsiter Käse in Tuben und Kommißbrot, und in der Nacht kam Arthur Tonnar angekrochen und eröffnete mir: "Du mußt zum Alten", das war der Bataillonskommandeur. Wir krochen heraus, so gegen elf Mann, die letzten Kilometer zu Fuß in ein noch stehendes litauisches Dorf.

Tonnar brachte mir unterwegs bei: Alois Probst hätten sie ohne Gewehr und ohne Stahlhelm zurückgeführt.

Angekommen, blieb er draußen. Der Bataillonskommandeur saß hinter einem herbeigeschafften Schreibtisch, darauf zwei Dossiers. Er fragte zuerst zu den Personalien, ich sei neuer Ersatz von der 83., was wir eigentlich die Nacht vor dem Sturm zusammen gesprochen hätten, der Probst sei zum Feind übergelaufen, und ich antwortete: das Übliche, von den Mädchen und vom Essen, und Probst sei ja schon Obergefreiter, sei bei Charkow dabeigewesen,

und überhaupt, er müßte beim Durcheinander beim Vorrücken des Bataillons versprengt worden sein. Da standen in der Ecke der litauischen Stube vier junge Offiziere, und die mischten sich ein: "Herr Rittmeister, der Mann lügt." Antwort: "Hier führe ich das Verhör, und ich bitte Sie, sich gefällig zurückzuziehen."

Dann bat er mich, mich zu setzen, und bot mir eine Zigarette an, die ich nicht annahm. Ich war zu sehr belastet; dann sagte er mir, ich solle ihm mal erzählen, was eigentlich in Luxemburg los sei. Ich sagte: Zivilverwaltung, Gauleiter Gustav Simon. Antwort: Ja, ja die Braunen, übrigens, er sei im Zivilberuf Handelsreisender aus Hamburg, habe etliche Male im Hotel Alfa geschlafen.

Nun, ich solle Tonnar, der draußen steht, hereinschicken. Tonnars Frage draußen: "Néckel, wat hues du gesot?". Antwort: "Ët misst een Irrtum sin."

Ich lief gut fünf Wochen später zu den Russen über, und nachdem ich zu Hause war, im Dezember 1945, ging ich zu Tonnar. Er berichtete mir, daß der Alte nach der Kapitulation des Kurlandes, wo die höheren Offiziere, er als Bataillonskommandeur, ihre Dienstpistole behielten, eines Morgens hinausging. Tonnar hörte einen Schuß, ging nachschauen und fand den Alten bei einem Baum liegend. Er wollte nicht in russische Kriegsgefangenschaft.

\*

Nun wurde nach den großen Verlusten beim letzten Vorstoß wieder nur aufgefüllt. Wir bekamen einen bösen Schleifer als Unteroffizier und sollten uns zwecks Abhärtung in Schnee und Eis pudelnackt nach dem Durchschlagen des Eises eines Baches waschen. Nun, es ging alles vorüber, und Weihnachten

1944 kam der Alte in den Zugbunker zur Weihnachtsansprache. Er sprach zuerst von den Kurlandkämpfern = Wellenbrecher für die Ostfront, dann kam er auf manches zu sprechen, was er nur wissen konnte vom englischen Radio. Wir paar Luxemburger und Elsässer sahen uns an, wir wußten Bescheid...

Und dann wieder Angriff, ich höre noch das Gespräch zweier Leutnants im Zugbunker: So eine Sache, so viele neue Panzer, so viele Sturmgeschütze und ungefähr 700 Mann, aufgeteilt in so und so viele Bataillone, das muß hingehen, ja es hat hingehauen. Ungefähr um dieselbe Zeit wie die Rundstedtoffensive ging's wieder los, zuerst mit den schweren Kanonen den Weg freigeschossen, ungefähr 7 Kilometer, und wir mußten uns nach sehr schweren Verlusten zurückziehen; nachdem die Bunker mit Benzin übergossen waren, wurden sie angezündet. Ich erinnere mich noch einer Begebenheit: es hieß, bevor wir zurück sollen, einen Russenpanzer sprengen. Ich meldete mich mit der Absicht, mich abzusetzen, aber der Zugführer wollte nicht und schickte zwei andere. Wir mußten abhauen, bevor sie zurückkamen, wahrscheinlich waren die Russen schon vorher da; nun, wir krochen heraus, schnell, schnell, denn die Russen hatten durch eine Zangenbewegung das Ganze abgeschnitten.

Ab Ende September bis Ende November bei der 83., dann Dezember und Januar bei der 30. Es kam der Befehl, im Schnee Iglus zu bauen, das wurde fachgerecht erledigt. Bloß als wir endlich drinsäßen, kam der Befehl weiter, immer weiter: Ich weiß, daß wir von November bis Februar 1945 drei Großangriffe machten, wo von der Kompanie mal 10, mal 12 oder 14 übrig waren, die waren nicht alle tot, sondern viele verwundet und versprengt.

### **Hinüber zu den Russen!**

Dann kam für mich der entscheidende Tag oder besser die entscheidende Nacht, und zwar vom 3. auf den 4. Februar 1945. Wir hatten sehr schwere



Verluste, wir lagen in einem Bunker direkt am Russen, und an dem Abend schoß sich die russische Ari ein. Ich sollte mit einem anderen raus auf einen vorgeschobenen Posten, da hat sich ein junger Rheinländer gemeldet: "Nein, nicht Klaus, ich gehe mit." Es kam wieder schwerer Beschuß, und als wir ablösen gingen, waren beide tot. Ich konnte ihnen nur noch den Ring ausziehen und die halbe Hemdemarke dem Diensthabenden übergeben, der schrieb sowieso die Nacht Briefe an die Angehörigen.

Wir hatten diese Nacht Rabatzpäckchen gekriegt, wegen der hohen Verluste jeder 3mal. Wir, unser Resthaufen, so ging das Gerücht in dieser Nacht, würden noch herausgezogen. Ich steckte die Zigaretten in die Patronentaschen, die Ersatzschokolade in die Tarnkombination. Ich ging in dem Moment in ruhige Postenstellung allein, der andere sagte, er käme nach, hätte noch zu tun. Jetzt mußte es schnell gehen. Ich dachte noch einmal an Heim, betete ganz inbrünstig ein "Gegrüßet seist Du Maria". Ich warf den Stahlhelm in den Dreck, da stieß ich auf einen Toten, der plumpste ins Wasser. Ich bekam mit der Angst zu tun, warf meine Sturmkanone fort, auch den Stahlhelm über, und lief den Graben entlang. Da kam ich an ein Wasser, halb zugefroren. Ich fiel hinein, wieder hoch, riß meinen Koppel, um besser laufen zu können, der fiel auf eine Eisscholle. Ungefähr auf der Hälfte des Flusses gingen beidseitig alle Lichtmunitionen hoch, es wurde taghell, und schon wurde ich von beiden Seiten beschossen. Das eigene Feuer störte mich nicht, aber das der Russen lag gut, es war Leuchtspur, alle Farben, vor mir, hinter mir, rechts, links. Ich betete, daß sie mich gut treffen sollten, aber Gott sei Dank, das Feuer wurde eingestellt, und als ich mich auf der anderen Seite pudelnaß aufrappelte, sah ich dreifachen Stacheldraht. Meine Eierhandgranate hatte ich mit dem Koppel weggeworfen, hätte sowieso keinen Gebrauch machen können. Ich durch, konnte jedoch nicht stehen bleiben und rannte weiter, als ich mich dann aufrichtete, standen ungefähr fünf der "roten" Gesellen vor mir. Ich hielt die Hände hoch und rief "Pan".



## Bei den Russen

Einer von den fünf stieß mir so fest mit seinem Revolver auf die Brust, daß ich umfiel, war tiefnaß, von Scholle zu Scholle im halbgefrorenen Bach zu springen. Dann kam Bewegung in die russische Gruppe, ein Befehl, und sie drehten meine Taschen zuoberst, warfen alles auf den Boden, auch meine Tarnkombi konnten sie brauchen. Ich hatte noch Drillich und meine Uniform, und los ging's, wir mußten uns mehrmals hinlegen, weil die Deutschen wie wild schossen, und dann in einen Befehlsbunker. Dort war ein russischer Offizier, vielleicht im Rang eines Bataillonskommandeurs. Er lag ganz zuoberst bei einer jungen Frau auch in Uniform, und nach der Empfangnahme konnte ich mich trocknen bei einem Ofen, hergestellt aus einem Faß.

Später kamen ein Dolmetscher und zwei Posten, und es begann das Verhör. Ich zeigte mein rot-weiß-blaues Bändchen. Sie glaubten, es sei eine deutsche Auszeichnung. Nach vielem Hin und Her glaubte er mir, und gegen Morgen wurde er freundlicher. Er machte mir den Vorschlag, zurückzugehen mit neuem Marschbefehl, der natürlich gefälscht wäre, und dann für die Russen zu spionieren. Ich hatte ihm viel erzählt, und er wollte mir nicht abnehmen, daß ich nicht zurück möchte, und ich bat ihn, mich als regulären Kriegsgefangenen zu betrachten. Er war nicht froh und wurde sehr barsch, die zwei Soldaten luden ihre Trommelmaschinen nach, und ich dachte, wenn die jetzt draußen sind, legen sie dich um. Die Offiziere wünschten mir noch alles Gute, der Dolmetscher verschwand, und wir drei gingen hinaus.

Dazwischen erinnere ich mich, daß er zwei Mann zurückschickte, auf dem Wasser mein Koppel mit "Dazugehör" aufzulesen. Sie kamen zurück, ich durfte noch eine meiner Zigaretten rauchen.

Draußen standen viele Russen, kleine Kirgisen, die nahmen meine Filzstiefel, und ihre waren so klein, ich kam nicht ganz hinein, auch meine Uniform nahmen sie weg. Da fand noch einer den Vergrößerungsspiegel aus Dänemark und rief: "Cherkle". Cherkle ist soviel wie Spiegel. Uhr hatte ich keine, damit war es Essig. Sie trieben ihr Spiel, bis es dem zweiten Posten zuviel wurde. Sie waren verantwortlich für mein Heil, dann ging es zwei Tage und Nächte von Verhör zu Verhör. Der erste Offizier hatte dem Posten ein Schreiben mitgegeben, einmal kamen wir morgens zu einer Waldlichtung, dort stieß einer der Posten mit seinem Stiefel das Eis über einem kleinen Bach durch und trank. Da kam ein Jeep, es war der erste, den ich überhaupt sah. Heraus sprang ein höherer Offizier, sprach ein paar Worte mit dem Posten, wies auf mich, befahl, sie sollten mich noch einmal gründlich durchsuchen. Sie fanden ein Messer, das ich benutzte, um dem Kommißbrot beizukommen. Er nahm es, schrie mich an, ich hätte damit Ruski getötet. Ich verneinte, woraufhin er mich mit dem Stiefel auf den Bauch stieß, daß ich umfiel. Der Posten half mir wieder hoch, und der Offizier wiederholte nochmals seine Beschuldigung. Ich schüttelte den Kopf, und wieder schlug er mich mit der flachen Hand aufs Gesicht, daraufhin wagte ich nichts mehr zu sagen, und er beruhigte sich, nicht ohne mit dem Posten über meine Schulterklappe, worauf die 30. stand, zu lamentieren, von der Division haben sie oft Schläge gekriegt.

Dann ging es zur Division, und ich wurde zu einer jungen Russin geführt zum Verhör, sie war gar nicht fein zu mir, behauptete, ich würde ihr nicht die Wahrheit sagen, schlug mich ins Gesicht, mit dem Stiefel in Bauchhöhe, daß ich umfiel, und schließlich und endlich war ich so fertig, daß ich heftig weinte. Was die Russin immer wieder von mir wollte: Skizzen der Küstenbefestigung von Libau. Ich war wohl im Hafen, aber mehr nicht.

Dann bekam ich von livrierten Dienern im geklauten Silber Essen serviert, und ich hoffte wieder. Abends schoben mich die zwei Russenposten mit einem festen Fußtritt in ein dunkles, stinkendes Loch, aber da war noch einer drin. Ich

sah ihn nicht, aber er erzählte mir, daß seine erfrorenen Füße so stanken. Da habe ich mein Hemd zerrissen und seine Beine umwickelt. Ich erzählte ihm in der Nacht, daß ich Luxemburger sei und Überläufer. Er konnte es nicht lassen, mich darauf hinzuweisen, daß es mir gerade dann dreckig ginge.

Am Morgen wurde ich abgeholt zu einem damals für mich älteren Mann, der mich lange verhörte, aber auf die gutmütige Art, und dann feststellte, jetzt würde ich mal lernen zu arbeiten usf.

### **Im Lager**

Dann holte mich nur ein Posten ab, ich kam in ein Lager von ungefähr hundert Mann. Es stank fürchterlich dort nach erfrorenen Füßen und allen möglichen Exkrementen. Gott sei Dank, nach ungefähr acht Tagen ging es los, Richtung Estland, zu Fuß, jeden Tag ungefähr 30 km. Wer schlappmachte, mußte getragen werden, denn die Russen drohten, Zurückbleibende zu erschießen. Eines Abends übernachteten wir in einem Stall, meine Füße waren so drollig, die Haut ließ sich in Fetzen wegziehen, ich war trotzdem voll Freude auf eine Nacht Ruhe und ich sang, was ich konnte, alles luxemburgische Lieder, sogar "de Feierwon". Mich störte es nicht in meiner Hingabe, wenn einer sagte: ich könne ja gar nicht singen.

Wo wir hin wollten, den Ort habe ich nicht mitgekriegt. Es waren 200 km, von dort wurden wir Mitte Februar auf Lastwagen verladen, die russischen Zess-Wagen, das waren nachgebaute Ford, auf jedem ungefähr 60 Mann, im ganzen zwei, vorne auf dem Aufbau ein Russe mit Maschinenpistole, die Gefangenen fest im Stehen aneinandergedrückt, Richtung Seckenburg. Dort kamen wir an, und es wurde erzählt, wir, ungefähr 120 Mann, sollten dort aufräumen, aber was: eine etliche hundert Meter gezogene Straße mit Häusern und Bäumen. Am Ende eine Art Hof, dort hatten russische Propaganda-Kompanien ein

großes Schild aufgerichtet, darauf stand: Vor zwei Tagen wurden hier an die tausend Mann von den Deutschen massakriert, und da sollten wir aufräumen. Herrgott im Himmel, verschone uns, und - Gott sei Dank - ließen sie uns nicht hinein. Am Abend machten die russischen Posten ein Feuer, wir Gefangenen mußten Latten von den Einfriedigungszäunen abreißen und auf das Feuer werfen. Die Russen brietten darin Kartoffeln, einer von uns wollte eine Kartoffel, die ins Feuer zurückfiel, herausholen, da schlug ihm der Russe mit dem Kolben auf die Finger, und lachendes Gejohle der Russen.

In der Nacht wurden wir wieder aufgeladen, und es ging, dem Kanonendonner nach zu urteilen, Richtung Front. Gegen morgen kamen wir in Tapiau an, eine tote Stadt, mit vielen Leichen und Unrat. Wir wurden ausgeladen im Hof des Frauenzuchthauses Tapiau.

Im Hof hatten die Russen sämtliche Matratzen aufgestapelt. Es waren hohe Haufen, und später sollten wir sie wieder verwenden.

Dort in Tapiau läuft die Daime, ein Fluß, viel breiter als unsere Mosel. Im Fluß schwamm alles, Leichen von Menschen, verendetes Vieh, sogar Schränke und alles und jedes. Am Tag stellten die Russen Kommandos zusammen, um mit langen Stangen die Leichen herauszuholen, und eines Nachts, ich schlief nicht, hörte ich, wie junge Deutsche über mich als Luxemburger Überläufer Rat hielten, was sie, wenn die H.G.-Division wieder zurückkäme, mit mir machen täten.

Am Morgen ging ich zu dem Russen und sagte ihm, er solle mich nicht einteilen fürs Kommando an der Daime, denn ich befürchtete, sie würden mich ins Wasser werfen.

Der Russe war fair und sagte: "Karacho Franzuski", ob ich mauern könnte, was ich bejahte. Ich hatte mit Vater oft im Zement gemischt, der Russe gab mir 18 Mann und sagte, wir sollten einen Brunnen bauen. Das Loch war schon ausgehoben. Ich prüfte den Zement, er war alt und nicht mehr einwandfrei.

Von den 18 Mann liefen 16 fort, als das versprochene Knäcke Brot nicht kam. Die zwei, die blieben, waren Maurer. Ich bestand, in meiner Angst das Ganze würde zusammenfallen, darauf, die Schachtbretter schief zu stellen, und am Abend bekamen wir tatsächlich eine Tüte Knäcke. Der Russe sah, daß ich hinkte und sehr schlecht aussah. Er befahl mir, mich zu verdrücken, aber er wollte am nächstfolgenden Morgen von der Daime das Wasser in den Brunnen heraufpumpen. Wir drei Maurer heizten die ganze Nacht Kohlen in einem Eimer, um zu trocknen, und, tatsächlich, am Morgen pumpten sie Wasser ins Loch. Wenn der Brunnen nicht zusammenfiel, steht er noch heute.

Dort, in Tapiau, wurde ich noch einmal verhört. Sie wollten sogar wissen, wieviele Kühe mein Vater im Stall habe. Da kamen nach dem Fall von Königsberg die Frauentrecks zu vielen Tausenden. Manche hatten ihre Pelzmäntel an, und jeden Tag gingen zwei Züge mit zwanzig oder dreißig Waggons fort, in jedem Wagen hundert, mit einem Waggon Rüben hinten dran, Richtung Sibirien. Von denen Zivilisten kamen nicht mehr viele heim.

Mitte März ging es wieder zu Fuß, Richtung Ragnit, dies, nachdem der ganze Raum um Königsberg eingekesselt war und wir wieder gebraucht wurden, in Ragnit im Remontegestüt. Das waren ganz große Bauernhöfe mit Pferdezucht, wo wir die Ställe instand setzen sollten, um Zehntausende Gefangene aufzunehmen. Wir schlugen im Walde frische Tannen, mußten die dann übereinander mit den Nägeln, die ein Kommando in Tilsit aus den verbrannten Dächern herauszog, vernageln.

Bald kamen sie zu Tausenden, meine Beine hatten Eiterwunden, und ich hinkte. Ich ging, wenn ich konnte, an den Draht und schrie: "As ee Lëtzebuerger derbäi?" Auf einmal antwortete einer, und zwar Jang Klein aus Mühlenbach. Außer Jang kam auch noch "de Wäissen" aus Hollerich. Seinen Namen weiß ich nicht mehr, und Heng Fischbach aus Mersch. Da waren wir zu vier, und noch ein paar Franzosen, unter Zehntausenden, meist deutschen, Gefangenen.

Auch von Ragnit gingen bald Gefangenentransporte Richtung Ural und Sibirien fort, denn die Russen brauchten Arbeitskräfte. Auch war das Lager infiziert mit Ruhr und anderen Krankheiten, so daß jeden Morgen Zess-Wagen, vollgetürmt zu beiden Seiten, das Lager verließen. Man sprach damals von einem Bestand von 30 000 Mann, nun eines Tages wurden wir von einem russischen Arzt auf Tauglichkeit untersucht. Das ging ganz schnell. Ich zeigte mein Bein, aber es war "Karacho", ab! Auch Heng Fischbach. Jang Klein zeigte seinen Klumpfuß, er konnte bleiben und kam hernach nach Litauen, von dort nach Tambow ins internationale Lager.

Zwei Tage später ging's zu Fuß nach Tilsit, ungefähr, wie üblich, 1 000 Mann. An den Straßenrändern lagen noch immer tote Deutsche. Die russischen Propagandatrupps hatten längs der Straße große Panneaux aufgestellt, um die Segnungen des Kommunismus zu verherrlichen und die großen Taten der glorreichen Roten Armee.

Nachts wurden wir auf Bahnhof Tilsit verladen, wie üblich 100 Mann pro Viehwagen, aber wir standen da lang herum. Es kam ein junger Deutscher zu mir und sagte: "Klaus, ich kenne dich. Ich bin hier geboren, ich kenne noch viele Bunker, wenn du willst, gehen wir hier im Durcheinander stiften." Ich wollte nicht, erstens hatte ich Heng Fischbach dabei, und zweitens wollte ich heim und glaubte, beim Haufen mehr Chancen zu haben.

Nun, drinnen im Waggon lagen Heng und ich ganz unten, und zwar in der dunklen hinteren Ecke, mit noch einem Lothringer. Die Waggons wurden mit Draht zugemacht, zu Essen gab es nur einmal am Tag: eine Kelle Kapusta und ein kleines Stück Kleb. Zur Notdurft hatten wir so eine komische Blechtüte nach draußen, dies in der Mitte des Waggons.

Ich hatte mir einen silbernen Löffel in Ragnit organisiert, vorne platt geschlagen. Damit haben wir, Heng und ich, in Tag- und Nachtarbeit in den Bohlen ein kleines Loch gebohrt. Ungefähr am siebten Tag waren wir soweit und konnten hinausschauen. Die Disziplin im Waggon war gut, und man mußte sowieso immer liegen, zwölf Tage und zwölf Nächte. An einem Tag gab es gar nichts zu essen. Wenn draußen die Wölfe die Menschen rochen, heulten sie im Chor in Rudeln, dann schossen die Russen in den Haufen, und wer fiel wurde von den übrigen gerissen.

### **In Sibirien**

Am Tage gingen wir, weil es ziemlich dunkel war in der Ecke, abwechselnd in die Mitte. Dort war immer einer am Erzählen, es waren sogar zwei dabei, deren Väter schon Kriegsgefangene waren. Die "Sch...parolen" wollten, wir kämen nach Sibirien in die Kohlengruben. Aber nach zwölf Tagen, ungefähr Anfang Mai 1945, stand auf einmal der Zug, und mit viel Geschrei wurde aus-geladen. Es war keiner gestorben in unserem Waggon, aber wir mußten uns gegenseitig stützen, um nicht umzufallen. Wir waren in Artimowsk, 160 km östlich von Swerdlowsk. Da ging es wieder los: welche Nationalität? Der russische Dolmetscher fragte über den polnischen Dolmetscher, ob ich gewußt hätte vor dem Krieg, wie viele Einwohner Swerdlowsk hätte, damals 1,5 Millionen. Der Dolmetscher sagte mir, der Russe werde unruhig, ich solle endlich zugeben, ich sei Franzose; die waren dort nämlich gut gesehen.



Ich kam mit Heng Fischbach, etlichen anderen Nationen und an die tausend Deutschen ins Lager, und wir wurden eingeteilt. Die hatten durch Ausfälle Platz, um ein paar Stunden auf einer Pritsche zu schlafen nach harter Fron am Kanal. Der wurde 1949 fertig, laut fünf Zeilen im "Luxemburger Wort", und ich dachte dann an die vielen Tausende, die dort elendig umkamen. Es ging in Tag- und Nachtschicht. Viel Tausende Volt liefen auf Knüppelgestellen über den Boden. Kam einer zu nahe, gab's einen Blitz, und er war schrecklich verbrannt. Da bekam man 5, 6 oder 10 Meter Graben auszuheben, und eines Morgens, als wir heim trotteten, wurde ausgerufen, ein Freiwilliger für Ruhr- und Typhuserkrankte. Mein Gott, ich spürte, lange machst du es nicht mehr im Kanal, und weil die Deutschen ansteckende Krankheiten fürchteten wie der Teufel, trat ich heraus. Ich war der einzige.

Ich kam aber nicht in eine Abteilung, sondern in die sogenannte Küche, eigentlich Essenausgabestelle vom Lazarett. Im übrigen hatten viele die Ruhr und T.B., aber nur zwei Typhus. Die starben bald.

Heng Fischbach kam mich besuchen. Er hatte, wie draußen alle, viel Hunger, und ich machte mit Heng aus, in einem 2-Liter-Wehrmachtsgefäß alles zusammenzuschütten, was zurückkam, und nachts kam Heng klopfen. Ich sperrte ihn in die Kleiderkammer ein, er löffelte, und raus mit ihm.

Das ging gut so fünf Wochen. Ich stand in der Eingangstür vom Lazarett. Der deutsche Lagerführer, ein früherer Feldwebel, sah mich. Dummerweise hatte ich rot-weiß-blau auf der Mütze, und er fand, ich sähe wieder zu gut aus, tat mich hinlegen und Meldung bei ihm: Da war ich wieder draußen, aber diesmal bei einem Kommando, das auf einer Kolchose arbeitete. Dort machten wir Arbeit, Hacken, eine ganze Kompanie. Am Abend wurde abgemessen, um festzustellen, was die Arbeitsbrigade geleistet hatte. Mittags gab es wie üblich



Kohl- und Kohlsuppe, und da begegnete ich Horst Jegust, einem Fünfzehnjährigen, den sie beim Zusammenbruch um Königsberg geholt hatten. Im übrigen war Horst ein Hamburger. Horst und ich galten als die Jüngsten und bekamen von einem russischen Mädchen einen zweiten Schlag Suppe. Die Wunden an meinem rechten Bein eiterten, diese Wunden rührten her vom Scheuern der russischen Stiefel, die ich einmal verpaßt bekam und viel zu klein waren, also ich kam nicht ganz hinein. Da riet mir ein alter Ostpreuße auf der Straße Wegerich zu pflücken, am Abend drauf zu binden. Das holte den Eiter heraus und war viel besser als der Höllenstein, den sie mir im Lazarett verpaßten.

Nun, das dauerte ungefähr vierzehn Tage. Ich bekam hohes Fieber und meldete mich ins Lazarett. Gott sei Dank war der tschechische Zahnarzt, Dr. Srinka, anwesend. Er befahl mir, in der Kolonne den Hof zu kehren, bei 40° Fieber sollte ich mich nochmals melden, dann würde er sich bei der russischen Sistra verwenden, um wieder herein zu kommen.

Gesagt, getan. Ich kam wieder ins Lazarett, aber krank. Nach acht Tagen, die nicht schön waren, kam Dr. Srinka und sagte mir, ich sollte jetzt als Sani eine Krankenstube übernehmen. Diese Stuben bestanden aus drei oder vier rohgezimmerten Pritschen übereinander. Die meisten Patienten hatten Ruhr, viele auch T.B.. Ich bekam ein Thermometer, mußte diese Halbtoten waschen und auch "füttern". Ich freundete mich mit manchem an, denn es waren sehr tüchtige Leute dabei. Wenn es ans Sterben ging, war immer der letzte Wunsch: Wasser und eine Zigarette (Machorka in Zeitungspapier).

Bei Nachtdienst kam die russische Sistra, sobald ich sie hörte, nahm ich eine Glasscherbe und rieb am Boden. Die sogenannte Sistra, sie hieß eigentlich Natchalnik, um ihre Zufriedenheit auszudrücken, sagte sie dann: "Karacho Franzuski."

Eines Abends kamen in die Küche, es war eigentlich ein Raum für die Essenausgabe, drei, vier Mitgefangene mit einer Mundharmonika. Wir hatten gehört, die Sistra sei ein Tag fort. Die spielten und sangen, und es wurde viel erzählt. Einer davon meinte, er sei Hamburger und er werde nach dem Krieg auf St. Pauli eine Eisklitsche aufmachen. Ob er es wohl geschafft hat?

Aber nachts wie tags wurde viel gestorben. Einer, der draußen war, hat mir erzählt, er sei nachts mit noch weiteren Hitlerjungen nach Vianden gekommen, sie hätten die Luxemburger aufs Maul gehauen und seien dann wieder verschwunden. Derselbe kam ins Lazarett, bekam die Ruhr, und als der alte russische Arzt ihm einen Löffel von der Kohle verabreichte, die ich herstellte und er öfters "Morituris" sprach, wollte ich es wissen, und bekam die Antwort: "Er wird sterben." Auch der, als es ans Sterben ging: Wasser und eine Zigarette. Des Todes Kampf dauerte zwei Tage, und als ich ihm die Augen zudrückte, betete und weinte ich.

Eines Abends kam Heng Fischbach und wälzte sich am Boden vor Weh. Er verriet mir, er habe Gras gegessen und hätte jetzt die Vorboten der Ruhr. Ich schüttete am Tag die Reste der Kohlsuppe zusammen von denen, die starben, und dann, am Abend, sperrte ich Fischbach in die sogenannte Kleiderkammer ein. Er löffelte und verschwand wieder, wie schon gesagt. Aber an jenem Abend konnte er nicht essen, ich versprach, ihm ein paar kleine Kartoffeln zu besorgen und zu rösten, die er dann am folgenden Abend zu sich nahm. Das Mittel wirkte immer bei den Kühen meines Vaters, und weil die Ruhr am Anfang war, wirkte es, und Heng kam wieder auf Damm. Er konnte weiter abends seine Bazillensuppe löffeln, bis er eines Abends kam und erbärmlich weinte. Er hatte am Tag auf dem Bau einem Deutschen eine runter gehauen. Der ging zum Lagerführer, und Heng wurde nach Resch versetzt, über 250 km weiter östlich. Doch o Glücksfall!, als ich von Artimowsk, Ende Oktober, in Swerdlowsk im diesmal nicht zugenagelten Viehwagen einfuhr, wer lief da den Wagen entlang? Heng! Er schrie: "H... Hobscheid, ech weess, dass du do bass, mell

dech!" Ich sagte ihm: "Heng, komm, ech reechen dir eng Hand, soss firt den Zug ouni dech fort." Da waren wir wieder zusammen.

Zurück ins Lazarett, so gegen Ende Juni, kam Srinka, der tschechische Zahnarzt, und sagte mir: "Klaus, du kommst jetzt auf die chirurgische Abteilung." Aber eines Morgens hatte dort ein Pole das Fieberthermometer fallen lassen. Inwendig kam es nicht mehr hoch. Ich wußte mir, in meiner Angst in den Karzer zu kommen und von da in den Steinbruch, keine andere Möglichkeit, als den sehr freundlichen Polen auf der Schreibstube zu bitten. Er klaute auf der Krankenstation, wo alle Kranken passieren mußten, das Thermometer, steckte meines ins Glas, und es wurde ein großes Hallo mit der russischen Sistra. Ich bekam das noch ganze Thermometer, und die Sistra bekam nie heraus, was eigentlich los war.

Eines Morgens kam der russische Lagerführer ins Lazarett und fragte den Starchi um zwei Mann zum Kartoffelausheben. Der Lazarettälteste schickte mich und Horst Jegust, ein Posten ging mit. Es lagen schon bereit: eine Holzhacke mit Holzzinken, ein Sack, und uns wurde gezeigt, wo sich die Kartoffeln befanden. Gehäufelt waren sie nie geworden, und die dickste war so dick und breit wie ein Daumen. Gegen elf Uhr kam der Lagerführer mal anschauen. Er war sehr freundlich und nannte mich Franzuski, gegen Mittag kam der Posten uns holen. Wir hatten nicht viele Kartoffeln, denn es waren nicht viele da. Wir wurden aus dem Lager herausgeführt ins Haus des Lagerführers. Dort fiel mir auf: ein Telefunkeradio in der Küche, der Boden gestampft. Die ganze Nachbarschaft kam schauen, auch die Hühner und Schweine. Junge Russen boten uns eine Papirossa an. Ich nahm sie, Horst glaubte, sie sei vergiftet. Ich brachte ihn dazu, daß auch er rauchte. Wir bekamen von unseren Kartoffeln zu essen nach Herzenslust und wurden dann mit Dankeschön und einer Papirossa vom Lagerführer persönlich verabschiedet.

Auch wurde ich ein paarmal nachts geweckt von Dr. Srinka, um mitzukommen in den Totenbunker. Da schnitten sie Herz und Lungen bei Toten heraus, taten sie in einen Aluminiumbehälter, und der wurde nach Swerdlowsk geschickt. Meine Aufgabe war, das Seil in eine große Nadel zu tun, um wieder zuzubinden und die Toten so herzurichten, daß sie morgens mit dem Brotwägelchen abgeholt wurden. Heng Fischbach hatte sich ein paarmal gemeldet um einen Schlag Kapusta.

### **Heim!**

Es kam der Anfang Oktober, Heng war fort, Srinka war inzwischen im Karzer. Er sagte mir später, es sei besser, ich wisse nicht warum, jedenfalls ging ich ihn nachts "füttern" auf Geheiß von Starchi, und bald wurde das Gemurmel Wirklichkeit, auch ich sollte heim. Horst Jegust, ein Norddeutscher, den sie bei Königsberg als 15jähriger gekascht hatten, da wo die Hitlerjugend noch glaubte, was zu retten. Nur Horst Jegust kam zum Lazaretteingang heraus, ich herein. Ich kam gerade von der Schreibstube, wo ein russischer Zahlmeister mir 98 Rubel gegen Unterschrift ausbezahlt hatte. Wir waren später im ganzen Zug nur zwei mit Geld. Nun, Horst kam, hieb mir eine kräftige runter, gab mir seine Portion Kleb und sagte, so hätten wir ausgemacht, wer zuerst heimginge, müßte dem anderen eine Portion Brot geben. Ich konnte mich nicht mehr erinnern.

Am Abend, der letzte, ging ich immer wieder durchs Lazarett, und glauben Sie mir, ich ging schwer, sehr schwer fort. Dreizehn Fetzen Papier mit Namen habe ich hernach dem deutschen Roten Kreuz zukommen lassen, auch von Srinka an seine Frau in Leitmeritz. Er schärfte mir ein, ich soll den Zettel aufessen, aber auf keinen Fall den Russen in die Hände geben. Auf der Kleiderkammer

hatte ich einen englischen Pullover in die Beine gezogen, aber das pickte unheimlich.

So gegen 3 Uhr nachts ging es ab nach Bahnhof Artimowsk. Wir waren ungefähr 25 Mann, gut bewacht von Soldaten mit den Trommelmaschinenpistolen. Am Bahnhof wurden Namen aufgerufen, es fiel mir auf: viele Polen, und alle standen zu der Seite von den Soldaten, ungefähr elf, dann wurden die Deutschen aufgerufen, sogenannte Distrophieabgeschriebene, gut genug, um nach Hause zum Sterben zu kommen, dann noch ein Däne, und zuletzt ich. Ich bekam einen kleinen Fetzen Papier mit Namen auf Russisch und Unterschrift, dazwischen stand, ich könnte heim in meine Heimat. Die Polen bekreuzigten sich und wurden wieder zurück ins Lager geholt.

Wir, der restliche Haufen, bekamen einen ungefähr 30 cm hoch mit Mist beladenen Güterwagen zugeteilt, den Mist warfen wir raus und hatten eine Bleibe. Später wurden wir einem Güterzug angekoppelt und fuhren in unbekannte Richtung. Am nächsten Tag Halt, und der Russe, der mitfuhr, bedeutete uns, wir seien auf Bahnhof Swerdlowsk. Stunden danach mußten wir raus und kamen zu einem ganzen Transport, wieder zu hundert Mann, aber sehr viele todkranke Deutsche.

Noch kurz bevor der Zug fortfuhr, rannte einer von Wagen zu Wagen: "H... Hobscheid. Wou bass du, ech weess, dass du hei bass, réier dech!" Ich reichte ihm die Hand und sagte übergücklich: "Heng, komm séier, soss fiirt den Zuch, an du bleifs hei", und wir waren wieder zusammen und im Herzen froh.

Wieder begann die große Fahrt, diesmal waren die Türen nicht mehr verriegelt, aber das Sterben ging um. Bis Frankfurt/Oder warfen wir, wenn der Zug hielt, und es hieß: "Leichen heraus!" aus unserem Waggon allein 12 Tote heraus, meistens die Böschung herunter, den Rest besorgten die Wölfe.



Einem, der neben mir lag, mußte ich jedesmal, wenn ich ihn "fütterte", zuerst das Blut aus seinem Mund wegwischen. Ich hab's mit ihm geschafft bis Frankfurt/Oder. Dort war ich noch einmal ins Gefangenenlazarett. Nach ihm schauen wollte ich, aber keiner wußte was. Auch mir sagten sie, ich wäre doch krank, aber ich wußte, daß dort im Lazarett die Russen nicht froh waren, Halbtote an die Engländer zu übergeben.

Noch unterwegs in der endlosen Tundra, meinte Heng Fischbach, als der Zug einmal hielt, wir sollten meine 98 Rubel versilbern. Wir bekamen auf einem sehr armen russischen Markt zwei kleine Kartoffeln, 20 Papirossa, das sind Zigaretten, wo nur ein paar Zentimeter Tabak drin ist, der Rest davon ist hohl, ein ganz kleines Stück Speck, und ungefähr 10 Gramm Butter auf einem Kohlblatt. Weg war mein Geld, dann kam mein englischer Pullover an die Reihe, und dann brauchten wir so gegen acht Tage noch bis Frankfurt/Oder.

Dort hatten die Russen auch wieder polnische Lagerpolizei mit Knütteln. Nachdem sie ein paar über den Zaun zurückgeworfen hatten, konnten wir nach Stunden rein. Es war eine frühere SS-Kaserne, sie hieß Moltke-Kaserne.

Da hatten die Tambower 6 Mann zurückgelassen, die zu spät ankamen. Nun, nach Tagen von Hangen und Bängen, war es auch soweit für uns. Wir wurden auf offener Bahn gegen einen vollen Schnellzug aus Brüssel, lauter Russen, welche die Deutschen verschleppt hatten, ausgetauscht. Es kam da eine junge Frau mit Mann zu mir. Sie hatte einen Pelzmantel um und trug funkelneue Koffer. Sie wollte von mir wissen, was sie so zu erwarten hätten? Ich konnte der Frau, die voller Angst war, es wirklich nicht sagen..

Dann ging, im Angesicht der "Engländer", das Zählen los, dieselben amerikanischen Autos auf beiden Seiten, nur die einen hatten einen weißen

Stern, und die Russen einen roten. Die russischen Offiziere hatten Rechenmaschinen, fünfzig weiße Kugeln und fünfzig rote. Auf einmal wurde es dem englischen Offizier zuviel, er war wütend, hob seine Kelle, das hieß, alles aufsitzen. Jetzt fahren wir, und erst jetzt waren wir wirklich gerettet. Ich schickte ein Dankeschön zum Himmel.

### **Gerettet**

Es ging Richtung Wolfsburg, dort hoben gefangene SS Gräber aus, und die Engländer hießen uns alles, funkelneue russische Uniformen und deutsche, alles in die Gräber werfen, schütteten Benzin darüber und zündeten an. Ich traute dem Spaß nicht und behielt meine russische und meine deutsche Uniform. Hernach, in den Waggons, war es bitterkalt, und ich brauchte sie.

Auf einer englischen Kleiderkammer wurden wir auf Augenmaß nach der Entlausung mit DDT eingekleidet, d.h. englische Uniformen wurden uns zugeworfen. Mir hatte ein englisches Mädchen zwei Dollars in den Mantel gesteckt, sicher, weil ich so besonders schlecht aussah.

Dann ging es Richtung Brüssel. Dort empfing uns belgische Gendarmerie, und die waren wirklich nicht freundlich mit uns, bis zwei luxemburgische Offiziere, die ersten, die ich in den Uniformen sah, kurz mit den Belgiern sprachen. Und aus war die strenge Bewachung, den Grund sahen wir später: die standen mit den Händen an der Mauer, ein Dutzend von Eupen/Malmédy, denen warfen sie freiwilligen Dienst bei der Wehrmacht vor!

Am Nachmittag, nach ein bißchen Warten, ging es Richtung Luxemburg, aber leider hatten wir in unserem Waggon am Abend kein Licht. Wir saßen nach langer Zeit in einem richtigen Personenzug, aber dunkel, bis wir die

Gebäulichkeiten der Kleinbettinger Mühle passierten, und dann hatten wir auch Licht.

Hémecht, ein unbeschreibliches Gefühl!

Dann, in der Nacht, ziemlich früh am Morgen, kamen wir in Luxemburg an. Unser heutiger Großherzog, damals de Prënz Jean, war zum Empfang am Perron. Die Hémecht erklang, und alles freute sich, ich und alle 168, glaube ich, bekamen einen Riegel Schokolade von einem Mädchen, das ich schon von früher her kannte.

Es wurde mein Name über den Lautsprecher aufgerufen, ich solle mich sofort melden. Da war Bert Frommes, er hatte mit Marcel Klemmer, einem früheren Schlindermanderscheider, meine Eltern hingebacht. Marcel Klemmer kam auf mich zu und sagte: "Deine Eltern sind hier, sie sehen schlecht aus, aber sie leben, was nach der Rundstedt-Offensive in Kehmen nicht so sicher war." Auch war viel Familie da, und, und, und, ein Dankgebet zu Maria, der Trösterin der Betrübten. Merci, merci, merci!

Néckel

*P.S. Das in der LW-Redaktion nur geringfügig gekürzte Manuskript wurde auch in der Form weitgehend so gelassen, wie der Autor seine Erlebnisse zu Papier gebracht hat.*